

Anita Auer. 2009. *The Subjunctive in the Age of Prescriptivism. English and German Developments during the Eighteenth Century* (Palgrave Studies in Language History and Language Change). Houndmills, Basingstoke: Palgrave Macmillan. xiv, 221 S.

Anja Voeste

Justus-Liebig-Universität Gießen
Institut für Germanistik
Otto-Behaghel-Str. 10B
D-35394 Gießen
anja.voeste@germanistik.uni-giessen.de

Anita Auer widmet sich in ihrer Studie dem Gebrauch des synthetischen Konjunktivs im Englischen und Deutschen sowie seiner Einbettung in den metasprachlichen Diskurs der Grammatikschreibung des 18. Jahrhunderts. Die Publikation ist aus ihrer Dissertationsschrift von 2005 hervorgegangen, die von Sylvia Adamson (Sheffield) und Martin Durrell (Manchester) betreut wurde. Auers Ziel ist es, den Rückgang der synthetischen Modusformen und ihren Ersatz durch Indikativ und analytische Konstruktionen in beiden Sprachen zu dokumentieren und die möglichen soziolinguistischen Hintergründe auszuleuchten. Betrachtet werden dabei zwei im Grundsatz sehr unterschiedliche Ausschnitte aus Standardisierungsprozessen. Mit dem synthetischen Konjunktiv wählt Auer für ihre Untersuchung eine grammatische Form, deren Verwendung in England bereits langfristig rückläufig war, noch bevor die Sprachlehren das Thema aufgriffen. Eine mögliche Einflussnahme der Grammatiker des 18. Jahrhunderts kann somit nicht als Auslöser, sondern nur als positiver oder negativer Verstärker des Langzeitrends in Frage kommen. Anders im deutschen Fallbeispiel: Hier sieht Auer die Grammatikschreibung des 18. Jahrhunderts als wesentlichen auslösenden Impulsgeber der Standardisierung an, was *a fortiori* für das österreichische Deutsch im Zeitalter Maria Theresias gelten kann, das daher in der Studie besondere Berücksichtigung findet.

Auer gründet ihre Gebrauchsanalysen auf die historischen Korpora ARCHER (hier: britisches Englisch, verschiedene Textsorten, 1700-1900) und GerManC (deutsche Zeitungen, 1650-1800), die sie um eigene Korpora englischer Gedichte (1683-1796) und österreichischer Predigten, Wochenschriften, Berichte und Zeitungen (1710-1799) ergänzt. Für das Englische

weist sie am Beispiel der Adverbialsätze nach, dass die seit dem Mittelenglischen rückläufige Verwendung des synthetischen Konjunktivs zwischen 1700 und 1850 auf einem 25%-Niveau eingefroren wird. Ihre Analysedaten zeigen, wie währenddessen die periphrastischen und indikativischen Konkurrenzformen in den Adverbialsätzen um die Vorherrschaft ringen. Erst nach 1850 ändert sich dies: Der Indikativ kann sich durchsetzen, während der synthetische Konjunktiv von nun an weiter verdrängt wird und auch die Periphrase nur noch als Nebenform fungiert.

Während die Konkurrenzformen Konjunktiv, Indikativ und Periphrase beim Englischen getrennt und kontextabhängig (Adverbialsätze) erfasst wurden, folgt die Darstellung der Entwicklung des synthetischen Konjunktivs im Deutschen anderen Prinzipien. Auer begründet dies mit der zum Untersuchungszeitpunkt noch schlechteren Datenlage im GerManC-Korpus. Sie ermittelt kontextfrei absolute Gebrauchszahlen des Konjunktivs und subsumiert analytische Formen mit unter die Rubriken Konjunktiv I und II. Diese Zuordnung verwischt jedoch die Opposition von synthetischen und analytischen Formen und somit auch den wichtigen Unterschied zwischen synthetischem Konjunktiv und *würde*-Periphrase. Die Abnahme der Konjunktivverwendung (inklusive analytischer Formen) von insgesamt 463 (21%) finiten Verbformen in der ersten Jahrhunderthälfte auf 328 (12%) in der zweiten Jahrhunderthälfte ist ohne Angabe des syntaktischen Kontextes wenig aussagekräftig. Besser sieht die Datenlage für das österreichische Deutsch auf der Grundlage des zusammengestellten eigenen Korpus aus. Hier kommt Auer zu folgenden Ergebnissen: Die *würde*-Periphrase wird im Laufe des 18. Jahrhunderts nicht mehr nur in Konditionalsätzen, sondern zunehmend auch in anderen Kontexten (indirekte Rede, hypothetische Vergleichssätze, Final- und Konzessivsätze) gewählt, nimmt jedoch erst nach 1775 signifikant im Gebrauchsumfang zu. Insgesamt machen jedoch die synthetische Modusform und die *würde*-Periphrase gemeinsam nicht einmal 30% der Konjunktivformen des 18. Jahrhunderts aus. Die Mehrzahl der Konjunktive – und das gilt ebenso für die anderen untersuchten deutschen Varietäten – wird mit Hilfsverben und Modalverben gebildet (*habe verboten, seyen gut gebeissen worden, eingelegt werden sollte*).

Flankiert wird die Datenanalyse von einer detaillierten Auswertung der zeitgenössischen Sprachlehren, die zeigt, dass die Grammatiker es lange nicht verstanden haben, den Konjunktiv und seine modalen Funktionen korrekt zu erfassen. Die englischen Grammatiker beschreiben Morphologie, Syntax und Semantik des Konjunktivs nur fragmentarisch oder verwerfen ihn sogar als inkorrekte Form. Doch, auf den Schultern der Vorgänger, entwickeln die Grammatiker im Laufe des 18. Jahrhunderts ein zunehmend differenziertes Verständnis des Modus. Nun wird nicht nur die deskriptive Aufgabe bewältigt, sondern auch ein normatives Ansinnen formuliert. Die rückläufige Verwendung des synthetischen Konjunktivs wird thematisiert und die Setzung des Indikativs als weit verbreiteter Fehler angemerkt. Der

korrekte Gebrauch des Konjunktivs gilt den englischen Grammatikern im späten 18. Jahrhundert dann bereits als sozialdifferenzierender, formeller und als stilistisch markierter Sprachgebrauch.

Die deutsche Grammatikschreibung hingegen mutet das gesamte Jahrhundert hindurch sehr viel konsistenter an, auch wenn sie den Konjunktiv längst nicht so differenziert zu beschreiben vermag, vor allem, was die Funktion des Modus betrifft. Auer richtet das Augenmerk hier in einem zweiten Blick speziell auf die Anstrengungen der österreichischen Grammatiker Antesperg und Popowitsch. Diese sehen ihr erklärtes Ziel darin, die vermeintliche Lücke zwischen dem dialektalen Sprachgebrauch Österreichs und der prestigereicheren ostmittel- und norddeutschen Schriftnorm zu schließen. Es sind die bairisch-österreichischen schwachen Konjunktiv II-Formen starker Verben wie *fallete, gebete, stofsete* (statt starkem *fieler, gäbe, stieße*), die den Grammatikern negativ ins Auge fallen und als „grobe Schnitzer wider die deutsche Grammatick“ (Antesperg 1747) (hier S. 100) gebrandmarkt werden. Die Negativetikettierung dialektaler Varianten, die sich hier zeigt, steht im Gegensatz zur positiven Herausstellung des synthetischen Konjunktivs als vorbildlicher Form, wie es bei den englischen Grammatikern der Fall war. Auer argumentiert weiter, dass die Stigmatisierung der schwachen Konjunktiv II-Formen starker Verben zur vermehrten Nutzung von Ersatzformen, insbesondere der *würde*-Periphrase, geführt habe.

Wie sind nun Datenanalyse und metasprachlicher Diskurs aufeinander zu beziehen? Auer stellt fest, dass ein Einfluss der Grammatikschreibung auf den Sprachgebrauch wenn nicht eindeutig nachgewiesen, so doch mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden könne. Diesen Einfluss sieht sie bei zwei Entwicklungen gegeben. Im Englischen wurde die eigentlich bereits rückläufige Verwendung des synthetischen Konjunktivs aufgehalten, und zwar bezeichnenderweise zwischen 1700 und 1850, also gerade während der entscheidenden Normierungsphase des ‚age of prescriptivism‘. Die synthetische Form wurde in den metasprachlichen Diskursen als vorbildlich proklamiert und daraufhin von sozialen Aufsteigern als stilistisch und sozial markierte Variante bewusst gewählt und so am Leben erhalten.

Als zweites Einflussbeispiel nennt Auer die Verwendung der *würde*-Periphrase im österreichischen Deutsch. Ihr Gebrauch nahm nach 1775 zu, also gerade nachdem unter Maria Theresia die allgemeine Schulpflicht eingeführt worden war. Die Schulmeinung der Grammatiker wurde daraufhin die Meinung der Schule. Auer nimmt an, dass die stigmatisierten schwachen Konjunktiv II-Formen wie *fallete, gebete, stofsete* nicht durch die synthetische, sondern gezielt durch die analytische Form mit *würde* ersetzt wurden und so die zunehmende Verwendung der Periphrase zu erklären sei. In einem abschließenden Vergleich der Standardisierungsprozesse in England und im deutschen Sprachgebiet auf der Grundlage des Modells von Einar Haugen bettet Auer diese Entwicklungen noch einmal in größere Zusammenhänge ein.

So viele Fragen Auers Studie beantwortet, so viele Fragen wirft sie auch auf. Das betrifft zum Beispiel grundsätzlich die Frage des Korpusumfangs bei soziolinguistischen Analysen. Wenn im ARCHER-Korpus 87 Adverbialsätze mit synthetischem Konjunktiv für das britische Englisch des 18. Jahrhunderts zugänglich sind, müssen – darauf weist Auer immer wieder hin – viele Detailanalysen zu deren Gebrauch (etwa Gendertypik, Textsortenverteilung, Art der vorangehenden Konjunktion) aufgrund der geringen Datenmenge als problematisch eingestuft werden. Doch wie könnten seltene Konstruktionen dann überhaupt quantitativ analysiert werden?

Eine ebenso grundsätzliche Frage ist die nach dem Verhältnis von so genannten externen und internen Einflüssen auf Wandelphänomene. Historische Soziolinguisten halten externe Einflüsse wie die Grammatikschreibung für ausschlaggebend. Allerdings gerät man meines Erachtens durch die Vorannahme, Grammatiker hätten einen Wandelprozess maßgeblich beeinflusst, leicht auf die schiefe Bahn des *post hoc ergo propter hoc*. Vielleicht ließe sich der Übergang von synthetischer Form zur Periphrase im Deutschen ebenso als Resultat eines komplizierten Gerangels mehrerer Varianten mit unterschiedlichen Funktionen beschreiben, bei dem frequent auftretende syntaktische Kontexte die vermehrte Verwendung einer der Formen beeinflussten?

Ungeachtet der oben erwähnten methodologischen Schwächen im Detail ist Auers Studie ein anregender, ja bemerkenswerter Versuch, ein für die deutsche und englische Sprachgeschichte wichtiges Problemfeld weiter zu erschließen. Erfreulich ist die Verschränkung von metasprachlicher Analyse und Korpusauswertung. Häufig begegnen uns diese Herangehensweisen in der Forschung isoliert und laufen dann auf ein Nacherzählen von Topoi einerseits („unkritische Diskursanalyse“) oder auf eine nicht weiter historisch eingebettete quantitativ-statistische Analyse andererseits hinaus. Hier jedoch fällt jeweils von der einen Seite Licht auf die andere; die Verschränkung der beiden Zugangsweisen ermöglicht so wichtige Synergien. Besonders hervorzuheben ist die komparative Perspektive, da die vergleichende Arbeit hier zugleich anspruchsvoller, aber auch ertragreicher ist als national fokussierte Einzeluntersuchungen. Hier deutet sich an, wie durch die Zusammenschau verschiedener Standardisierungsprozesse in Europa der häufig teleologisch verengte, nationale Blick der Einzelphilologien in Zukunft überwunden werden könnte.